

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 61 (1916)
Heft: 37

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 37 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", August-September 1916, No. 8

Autor: H.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N°. 37 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1916

AUGUST / SEPTEMBER

No. 8

DAS GRIMMSCHE MÄRCHEN IN DER SEKUNDARSCHULE. VON H. B.

Im St. Galler Lesebuch, das wir an der ersten Klasse der Mädchensekundarschule benützen, stehen ein paar Grimmsche Märchen, z. B. „Die sieben Raben“, „Der Arme und der Reiche“, „Das tapfere Schneiderlein“. Stelle ich an die Mädchen die Frage, ob sie auch noch Märchen lesen, so ertönt meistens von allen Seiten ein überlegenes, fast entrüstetes „Nein!“, wie wenn ich etwa gefragt hätte, ob sie noch mit Puppen spielen. Auf meine weitere Frage: „Lesen denn grosse Leute keine Märchen mehr?“ wiederholt sich das „Nein“ in kräftigem Chor, und wenn ich mich erkundige, warum sie das nicht mehr tun, erhalte ich zur Antwort: „Die Märchen sind ihnen zu dumm; sie sind nicht wahr; sie sind nur für kleine Kinder geschrieben“. Weitere Frage: „Was dünkt euch denn nicht wahr daran?“ Antwort: „Die Tiere und Pflanzen können doch nicht reden! Es gibt doch keine Hexen und Zauberer! Die Menschen werden doch nicht in Tiere verwandelt!“ — Das Märchen ist also für die Mädchen dieses Alters ein überwundener Standpunkt. Es haftet ihm in den Augen dieser Zwölfjährigen etwas Kindisches an, das sich mit der Würde einer Sekundarschülerin nicht mehr verträgt, und sie empfinden es fast als eine beleidigende Zumutung, dass sie auf dieser Höhe sich wieder mit den Märchen befassen sollen. Es lohnt sich also wohl, die Frage zu untersuchen, was wir mit ihnen im Unterricht anfangen können.

Zur Einleitung in die Märchenlektüre lasse ich mir von einem der Kinder ein ganz bekanntes Märchen, etwa „Das Dornröschen“, aus dem Stegreif erzählen und dann das Erzählte mit dem Grimmschen Text vergleichen. Wie reizend beschreibt uns das Märchen z. B. den alten Turm mit der engen Wendeltreppe und der kleinen Tür, die aufspringt, wenn man den rostigen Schlüssel umdreht! Welche Stille umfängt auch den Leser bei der Schilderung des tiefen Schweigens, das sich auf das Schloss legt! Er hält unwillkürlich den eignen Atem an, wenn es heisst: „Das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schliefe ein; der Braten hörte auf zu brutzeln . . ., der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloss regte sich kein Blättchen mehr“. Und all die bunten Einzelheiten von den scheckigen Jagdhunden, von den Tauben auf dem Dach, die das Köpflein unter den Flügel stecken, von der Magd, die vor dem schwarzen Huhne sitzt! Wie wundervoll weiss weiter das Märchen für den Leser, der eben noch dem Einschlafen des Schlosses zugeschaut hat, dieses Geschehen zeitlich in weite, dämmerhafte Ferne zu rücken: „Ringsum das Schloss aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloss umzog und darüber hinauswuchs, dass gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage im Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also dass von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloss dringen wollten. Es war aber alle Mühe vergeblich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmерlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königsohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloss dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wusste auch von seinem Grossvater, dass schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben“.

Aber was ist nun beim Erzählen aus dem wundersamen,

duftigen Gebilde geworden? Verdorrt und vertrocknet ist die ganze blühende Herrlichkeit; denn alle Anschauung, aller Reichtum an Handlung ist daraus verschwunden. Das Kind erzählt: „Der König und die Königin erwachten; auch die Pferde und Hunde, Tauben und Fliegen wurden wieder wach“, während es in Wirklichkeit heisst: „Der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit grossen Augen an. Und die Pferde standen auf und rüttelten sich, die Hunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dach zogen die Köpflein unter dem Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld, die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen“.

Ob diesem Gegensatze kam mir auf einmal die ganze Schönheit dieser Märchensprache zum Bewusstsein, die in klaren Linien und bunten Farben Bild für Bild vor unsern Auge zaubert und in Rhythmus und Klang der Worte unsern Ohre alle Naturlaute nahe bringt. Hören wir nicht z. B. das Schnüffeln des Menschenfressers bei seinen Worten: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch“? Und treten nicht vor uns Bilder von wunderbarem Reiz, wenn wir lesen: „Nahe bei dem Schlosse lag ein grosser, dunkler Wald, und in dem Wald unter einer alten Linde war ein Brunnen; wenn nun der Tag recht heiss war, so ging das Königskind hinaus und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens, und wenn es Langeweile hatte, so nahm es die goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder auf“. Der Wald, die alte Linde, der Brunnen, das schöne Königskind, das mit der goldenen Kugel spielt! — der aus dem getreuen Johannes: „Da stand beim Brunnen im Schlosshof ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit, und als es das goldblinkende Wasser forttragen wollte und sich umkehrte, sah es den fremden Mann“.

Doch auf diese Schönheit achten die Mädchen von sich aus wenig. Sie erzählen: „Der Königsohn hatte die Prinzessin sehr gern“. Das Märchen sagt: „Meine Liebe zu ihr ist so gross, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten es nicht sagen“. Die Mädchen: „Nach einem Jahr verheiratete sich der Mann wieder“. Das Märchen: „Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weisses Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau“. Schulstil: „Das Mädchen war sehr arm“. Märchensprache: „Es war so arm, dass es kein Kämmerlein mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettlein mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stücklein Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte“. Das Mädchen: „Wenn die Kinder in den Wald gingen, kamen viele Tiere herbeigesprungen“. Das Märchen: „Das Häschchen frass ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei, die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wussten“.

Aber nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen sind selten imstande, alle Farbe und allen Klang und allen Duft des Märchens in der Sprache festzuhalten. Wir Erwachsenen haben ja das Erzählen verlernt. Ich hörte einmal zu, wie eine Erzählerin ihren Kleinen das neugeborene Dornröschen schilderte als ein allerliebstes Kind mit roten Bäcklein, blauen Augen und blonden Löckchen. Aber solche Schilderungen vom Aussehen seiner Helden und Heldinnen macht das Märchen nicht. Es begnügt sich, wie jeder grosse Sprachkünstler, mit blossem Andeutungen und allgemeinen Ausdrücken da, wo das engbegrenzte Wort doch zu armselig wäre, um die rechte Vorstellung zu wecken, und wo Phantasie oder Gefühl dem Unaussprechlichen viel näher kommen: „Das Mädchen war so schön, dass der König vor Freude sich nicht zu fassen wusste“. „Sie war so schön, dass die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich

verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien“. „Die Dornenhecke verwandelte sich in lauter schöne Blumen“ (nicht Rosen, wie die Kinder falsch präzisieren). „Er fand eine blutrote Blume.“ Auch hier wird nicht der genaue, sondern der unbestimmte Ausdruck gebraucht, weil er der Phantasie den grössten Spielraum lässt. Aber für alle diese Schönheit und Fülle haben die Kinder weder Auge noch Ohr. Sie gehen hindurch wie ein Blinder durch blühende Gärten wandelt. Kommt es daher, dass ihnen die Märchen nie mit dem inneren Anteil erzählt worden sind, der dem Zuhörer alle scheinbar nebensächlichen Dinge lieb macht und damit dem Gedächtnis einprägt? Oder wiegt in diesem Alter das rein stoffliche Interesse so vor, dass die Kinder für alles andere keinen Sinn haben? Oder sind ihnen gewisse Einzelheiten so vertraut, dass sie sie für nichts mehr erachten? Aber sicher ist, dass die Mädchen sich ob solchen Übungen und Vergleichen deutlich eines eigenen Mangels bewusst werden: ihrer Unfähigkeit für den anschaulichen, lebendigen Ausdruck und ihrer Vorliebe für blasse, nichtssagende Abstraktionen. Sie haben beim Lesen Augen, die nichts sehen, und Ohren, die nichts hören. Ihre Phantasie ist zu träge, um die Bilder nachzuschaffen, die die schwarzen Buchstaben ihrem inneren Auge vermitteln sollten. Und wenn sie selber schreiben, dann begnügen sie sich mit Abstraktionen, mit Gemeinplätzen und entlehnten Begegnungen, denen jede Anschauung fehlt. Sie möchten zwar schön schreiben, aber sie wissen nicht, worin die Schönheit der Schreibweise besteht. Das Märchen gibt ihnen einen Wink. Sie haben ja bemerkt, dass es nach einer Richtung hin gar nicht so unwahr ist, wie es ihnen zuerst schien, sondern dass es im Gegenteil die Natur in Form und Farbe und Bewegung merkwürdig treu und wahr darstellt. Sie haben aber weiter auch entdeckt, dass diese Treue und Wahrheit, Anschaulichkeit und Lebendigkeit nur erreicht wird, wenn man die Dinge um sich herum mit scharfen Augen und Ohren beobachtet und mit lebendigem Gefühl erfasst.

Aber noch ein weiteres Interesse und Verständnis kann das Mädchen wecken. Wir sind z. B. an der Geschichte vom Armen und Reichen. Auch da gleiten die Kinder nur so über die Einzelheiten hinweg. Für sie sind diese Märchen gestalten: der Arme und der Reiche, die Fleissige und die Faule, das Schwesternchen usw. nichts anderes als Abstraktionen, blosse Verkörperungen einer Eigenschaft. Wenn sie aber näher hinschauen und Zug für Zug ins Auge fassen müssen, dann werden diese Abstraktionen für sie zu lebendigen Menschen. Ich fordere sie auf, im Märchen alle Stellen herauszusuchen, die sich auf den Reichen beziehen. Erst jetzt achten sie darauf, dass der Reiche, an dessen Tür der liebe Gott klopft, zuerst vorsichtig das Fenster öffnet und den Wandersmann, den er dann fortschickt, vom Kopf bis zum Fuss beschaut. Der Reiche steht erst auf, wenn es schon voller Tag ist und „legt sich gleich ans Fenster“. Wie er das neue Haus des Nachbars sieht, schickt er in herrischem Ton seine Frau hinüber, um nach der Bewandtnis zu fragen, und er möchte sich „zerreissen und zerschlagen“, nachdem er die Wahrheit vernommen hat. Schnell läuft er dem lieben Gott nach. „Er habe nur den Hausschlüssel gesucht, warum er denn auch so schnell fortgelaufen sei?“ Wie ihm nun die drei Wünsche gewährt sind, weiß er vor lauter Angst, kein Wunsch möchte umfassend genug sein, nicht, was er begehrn soll. Aber im Jähzorn vergisst er sich und wünscht seinem Pferde den Tod an. Aus Geiz schleppt er dessen Sattel mit, verwünscht dann in der Hitze seine Frau aus Verdriesslichkeit und Ärger darüber, dass sie in der Kühle sitzen könne, auf den Sattel, und damit ihm der letzte Wunsch und mit diesem der erhoffte Reichtum nicht verloren gehe, mutet er ihr zu, ihr Leben lang oben zu bleiben. Dieser geizige, hartherzige, faule, neugierige, habsgütige, neidische, jähzornige Tropf wird auf einmal vor den Augen der Kinder ein wirkliches Wesen, und sie sehen sein Geschick aus diesem Wesen herauswachsen. Desgleichen beobachten sie mit Freuden die mannigfältigen, kleinen, feinen Züge, in denen sich dagegen das Wesen der Armen, ihre Gastfreundschaft, Güte, Bescheidenheit, Zufriedenheit usw. äussert. Gleich klinkt der Arme die Tür auf, wenn der Wandersmann dran klopft. Ohne nach seinem Stand und Namen zu fragen, heißtt er ihn eintreten. Die Frau reicht ihm zum Willkomm-

die Hand. Sie teilen mit ihm die ärmliche Mahlzeit und treten ihm ihr eigenes Lager ab. Ihre Wünsche sind nicht auf vergängliche Güter gerichtet, sondern auf das „Eine, was not tut“, auf die ewige Seligkeit.

Da ist weiter das Märchen von der Frau Holle mit der unvergleichlichen Charakteristik der Fleissigen und der Faulen. Die Fleissige hört den Hilferuf des Brotes und nimmt es heraus. Sie schüttelt die Äpfel, bis keiner mehr oben ist, und legt sie auf einen Haufen zusammen. Dann besorgt sie treu den Dienst bei Frau Holle, bis das Heimweh sie wieder nach Hause treibt. Die Faule aber lässt das Brot liegen: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen“. Die Äpfel bleiben oben: „Es könnte mir einer auf den Kopf fallen“. Am ersten Tag tut sie sich im Dienst der Frau Holle Gewalt an, weil sie an den Lohn denkt. Am zweiten Tag beginnt das Faulenzen schon, und am dritten will sie gar nicht mehr aufstehen. Aber, wie man ihr den Dienst aufsagt, erwartet sie doch sicher den Goldregen. Gibt es irgendwo eine feinere Darstellung vom Wesen des Fleisches, das sich aus Gewissenhaftigkeit, Aufmerken, Angriffigkeit und Ausdauer zusammensetzt, und der Faulheit, die sich bei jeder Anstrengung in Ausreden verrät, deren gute Vorsätze schon am zweiten Tag verfliegen, die aber nichtsdestoweniger den goldenen Lohn erwarten? Wenn die Kinder sich in alle diese einzelnen Züge versenken, dämmert ihnen die Erkenntnis auf, dass das nicht, wie sie zuerst meinten, unwirkliche und unmögliche Märchenwesen sind, sondern dass derartige Menschen um uns herum leben, ja, dass sie Züge von uns und wir Züge von ihnen tragen, und sie begreifen, dass so ein fleissiger Mensch, der überall zugreift ohne zu fragen: „Was trägt mir ein?“ wohl auch äussern Lohn ernten wird, wenn auch nicht gerade in Form eines Goldregens, während das Pech an den Faulen hängen bleibt, so lange sie leben. Sie verstehen auch, dass den Fleissigen der gute Ruf, den Faulen aber der schlechte vorangeht, grad wie im Märchen der Hahn auf dem Mist dem ganzen Dorfe die Heimkehr der goldenen und der schmutzigen Jungfrau verkündet.

So liessen sich fast aus allen Märchen köstliche, lebenswahre Gestalten herausschälen, derbe und feine, gute und böse. Ich erinnere an die eitle, alternde, auf die heranblühende Schönheit ihrer Tochter eifersüchtige Königin im Schneewittchen; ich erinnere ans Aschenbrödel mit seiner rührenden Anhänglichkeit an die verstorbenen Mutter, mit seiner Bescheidenheit, die sich nur ein Reis auf Mutters Grab erbittet, aber auch mit allem Sehnen nach Glück und Glanz, das so ein Mädchenherz empfindet. Ich erinnere endlich an das Schwesternchen in den sieben Raben, von dem das Märchen erzählt: „Es wusste lange Zeit nicht einmal, dass es Geschwister gehabt hatte; denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tages die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob sie denn Brüder gehabt hätte und wo sie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei des Himmels Verhängnis gewesen und seine Geburt nur der unschuldige Anlass. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müsste seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe noch Rast, bis es sich einmal aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten was es wolle. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit“. Kann man sich etwas Rührenderes vorstellen als dies zarte, kleine Geschöpfchen mit der riesengrossen Liebe, die es treibt, mutterseelenallein weit, weit, bis ans Ende der Welt, ja bis zu Sonne, Mond und Sternen zu wandern, um seine Brüder zu erlösen? Wir sehen es, wie es sorgsam das Beinchen, das ihm die guten Sterne schenkt, in ein Tüchleinwickelt, wie es sich ohne Besinnen das Fingerlein abschneidet, wie es klug das Ringlein in den Becher wirft und wie es sich neckisch hinter die Tür versteckt — wohl eine der lieblichsten Mädchen gestalten.

Nach solchen Besprechungen erneut sich bei den

Kindern die schon gemachte Beobachtung. Nicht nur in der Schilderung der Natur, sondern auch in der Darstellung der Menschen ist das Märchen wahr; denn trotz des Übernatürlichen, das sie tun und erleben, sind sie in ihrem Denken und Fühlen so natürlich, so echt, dass sie auch die wahrste Geschichte nicht treuer darstellen könnte.

Aber eben dieses Übernatürliche! Was sollen denn z. B. alle diese Verwandlungen von Menschen in Tiere, Raben, Schwäne, Bären, Frösche, Rehe oder gar in Steinklötze? Das möchten sie nun gerne wissen. — Damit röhren wir an die geheimnisvollste Seite im Märchen, die nur beim Erwachsenen voll anklingt, da eine Lebenskenntnis dazu nötig ist, über die ein Kind nicht verfügt. Das Märchen, dessen Ursprung in die fernsten Zeiten zurückreicht und in dem aus dunkler Vergangenheit das Denken und Fühlen, das Wünschen und Erinnern des Volkes im Wachen und Träumen sich spiegelt, ist ein Stück Natur und als solches voller Symbole. Wer ihnen nachgeht, findet für seelische Vorgänge oder für Lebenswahrheiten Bilder von solchem Tiefsinn von solcher Schönheit und Poesie, dass er sie sein Leben lang nie mehr vergisst. Um auf die Verwandlungen zurückzukommen, brauchen wir nur die Kinder darauf zu führen, dass ja auch der tägliche Sprachgebrauch die Menschen mit Tiernamen bezeichnet, dass er einen starken Menschen einen Löwen, einen täppischen einen Bären, einen falschen eine Katze, einen listigen einen Fuchs nennt, dann verstehen sie, dass sich Menschen innerlich in Tiere verwandeln können. Die verwünschten Menschen sind auf eine tiefere Stufe gesunken, sie reden eine andere Sprache, sie sind durch eigene oder fremde Schuld menschlichem Wesen fremd, sie sind z. B. gleich den sieben in Raben verwandelten Brüdern wie diese Vögel düstere, zänkische Gesellen geworden. Aber irgendeine schwere Tat, irgendein grosses Opfer vermag den Menschen aus seiner Tiernatur zu erlösen und ihm sein menschliches Wesen zurückzugeben, und stets ist es eine allgewaltige, selbstlose Liebe, die die Verwandlung vollbringt. Das Schwesternlein schneidet sich das Fingerlein ab (ein Sinnbild dafür, dass die grosse Liebe das Unmögliche möglich macht), um die sieben Raben zu erlösen. Sieben Jahre muss ein anderes Schwesternchen schweigen und Hohn und Spott und Verläumding ertragen, um die Schwanenbrüder zu entzaubern. Dem garstigen Frosch muss das Königstöchterlein das Wort halten und ihn zum Gesellen annehmen, damit er wieder ein Königsohn wird. Seine eignen Kinder opfert der König, um dem in Stein verwandelten Johannes seine menschliche Gestalt wieder zu geben. Das Märchen, das in aller Einfalt erzählt, ist also zum tiefsinngemalten Gleichnis geworden. Aber die ganze Tiefe dieses Gleichnisses können die Kinder nicht erfassen, und es wäre ein törichtes Unterfangen, sie dazu bringen zu wollen. Nur der Erwachsene kennt bewusst den schweren Bann des Zornes, des Hasses, der Eifersucht, der Verstimmung, den schweren Bann der finstern Mächte, der sich auf die Seelen der Menschen legen kann, also, dass sie aneinander vorübergehen, ohne sich zu kennen und zu verstehen, als wären sie wirklich Wesen einer andern Ordnung, als wären sie düstere, zänkische Raben und wilde Tiere. Manchmal bekommen sie im Märchen auf eine Viertelstunde ihre menschliche Gestalt wieder, d. h. in der Sprache der Wirklichkeit ausgedrückt, sie haben immer Augenblicke, in denen sie aus der Gebundenheit dieses Wesens heraustrreten können. Aber sie ganz daraus zu erlösen, das vermag nur eine grosse, reine Liebe. Nur sie kann das Fremde, Wilde im andern besiegen und die reine Menschlichkeit hervorlocken. Nur sie findet das Zauberwort, das, zur rechten Stunde gesprochen, den Zauber bannt. Aber manchmal ist auch sie nicht imstande, den Bann ganz zu brechen. Im Märchen von den sieben Schwänen behält einer der sieben Brüder einen Schwanenflügel statt des Armes bei. Und wie viel andere, tiefe Weisheit offenbart uns das Märchen, nicht Eintagswahrheiten, die sich an der Oberfläche menschlichen Erkennens vollziehen, sondern die in der Verborgenheit wirken und erst nach Jahren kund werden. Nicht der Starke, der Mächtige und Kluge erringt auf die Dauer das Glück, wie der oberflächliche Beobachter behauptet, sondern der reinen Herzens ist und in Herzens-einfalt handelt, der beschämmt die Mächtigen und Klugen und trägt den Preis davon. Tapferkeit und Furchtlosigkeit

besiegen die Riesen, Drachen und andern Ungeheuer, d. h. die bösen Mächte des Neides und des Hasses, die sich dem Unschuldigen in den Weg stellen oder auch: der Unschuldige, Reine, Gute geht ahnungslos an ihnen vorüber und sie können ihm nichts anhaben; denn gute, höhere Gewalten nehmen ihn in ihren Schutz. Nichts von dem, was der Mensch an Bösem und Gutem tut, sei es noch so gering, geht verloren. In geheimnisvollem Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart tragen die bösen und guten Taten ihre Früchte. „Wir wollen dirs gedenken und dir vergelten, dass du uns gerettet hast“ rufen im Märchen von der weissen Schlange die Fische, Ameisen und Raben dem mitleidigen Jüngling zu und helfen ihm dann die unmöglichen Aufgaben bewältigen, die ihm der König auferlegt hat. Und haben wir nicht im Dornröschen das ewig schöne Symbol eines Ideals, sei es der Kunst, sei es der Wissenschaft, sei es der Freiheit, das kein Auge je erschaut hat, das aber in tausend Herzen lebt, also dass viele versuchen, durch die Dornenhecke der Vorurteile, Gewohnheiten, der Engherzigkeit, des Eigennutzes hindurchzudringen, um es zu erreichen, ob sie auch darin hängen bleiben, bis, wenn die Zeit erfüllt ist, ein Gottbegnadeter das Ideal erringt? Wird nicht im treuen Johannes der rote Fuchs, der den jungen König auf immer entführen will und den sein treuer Diener furchtlos tötet, für uns zum Bild der Leidenschaften, die einen jungen Menschen ins Verderben reissen? Und erscheint uns nicht das gold- und silberschimmernde Gewand, das, aus Pech und Schwefel gewoben, den Träger bis auf Mark und Knochen verbrennt, als Sinnbild gleissender Begierden? Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Vieles von dem könnten die Kinder nicht verstehen. Aber wir vermögen die Ahnung in ihnen zu wecken, wie tief-sinnig in Wirklichkeit das Märchen ist, das ihnen noch vor kurzem so „chindelig“ vorkam. Und schon die blosse Ahnung ist viel wert. Sie ist die Brücke, welche diejenigen unter ihnen, die dazu fähig sind, im reifern Alter zu einem tieferen Verständnis des Märchens führen kann.

Ich fasse zusammen: Die Kinder in diesem Alter werden dem Märchen nicht mehr mit der atemlosen Spannung läuschen wie in früheren Kindertagen. Sie werden nicht mehr um die verfolgte Unschuld zittern und erlöst aufatmen über die Rettung des Helden. Sie werden die alte Seligkeit nicht mehr durchkosten, wenn eine grosse Tat gelungen, wenn die Bosheit zu Schanden gemacht wird, wenn die Unschuld gerettet ist und die Getrennten glücklich vereint sind „nun vergnügt leben bis an ihr Ende“. — Sie werden auch noch nicht, wie die Erwachsenen, die ganze tiefe, rätselhafte Schönheit des Märchens empfinden. Sie sehen das liebliche, unschuldige Kindergesicht nicht, das uns mit so wunderbar ernsten, sinnenden Augen aus dem Märchen entgegenblickt, d. h. sie sind noch unempfindlich für den geheimnisvollen Reiz, der in der Verbindung von holder Kindlichkeit in Sprache und Gestalten und von tief-sinniger Kenntnis des Lebens liegt, die uns einen Blick tun lässt in die verborgenen Gesetze der sittlichen Welt. Und doch kann das Märchen auch den Kindern in diesem Alter reichen Gewinn bringen. Von sich aus haben die Mädchen wohl Augen für das Neue, Aussergewöhnliche, Fremde, aber nicht für die alltäglichen Dinge, das Märchen aber deckt deren verborgene Schönheit auf, so dass sie aus grauen, schmutzigen Aschenbrödeln zu schönen Prinzessinnen werden. Denn diese Dinge um sie herum, die, wie im Dornröschen die Pferde und Hunde, die Tauben und Fliegen, geschlafen haben, d. h. die in ihren Augen ohne Leben und Bedeutung gewesen sind, erwachen für sie. Die Kinder fangen an, auf ihre Farbe, Form und Bewegung zu merken, sich daran zu freuen, zu versuchen, sie in Worten wieder-zugeben. „Vorher bin ich wie ein Blinder durch den Garten gestolpert“, schrieb eine Schülerin im ersten Aufsatz nach dieser Märchenlektüre; „nun aber sehe ich eine Menge Dinge, die ich vorher nicht beachtet hatte“. Ihre Vorstellungskraft wächst dabei und schafft beim Lesen die Bilder nach, die der Dichter ihnen zeichnet und malt, und das bewahrt sie am besten vor der schlimmen Gewohnheit, die Bücher nur zu verschlingen, was für den Geist gewiss eben so schädlich ist wie das Verschlingen der Speisen für den Körper. Dazu herrscht im Märchen eine innige Vertrautheit zwischen Mensch und Natur. Sonne, Mond und Sterne, Vögel und

Pflanzen, ja Steine und Blutstropfen reden, und es gibt Menschen, die diese Sprache verstehen. Gerade das hat die Kinder seltsam angemutet; aber nach und nach begreifen auch sie, dass ein reifer Apfel, ein nickender Zweig, eine dürstende Blume gar wohl eine Sprache für den haben können, der ein feines Ohr, d. h. ein liebevolles Verständnis dafür hat. Und wenn dann in den Gedichten von Hebel die Sonne zur Mutter, der Abendstern zu einem Büblein, der Samstag zum müden Mann, der Sonntag zu einem freundlichen Jüngling wird, dann ist durch das Märchen dem Verständnis schon vorgearbeitet für das liebevolle Sich versenken in die Natur und das traute Zusammenleben mit ihr, wie es eben einem Dichter eigen ist. Aber auch das Kindergemüt bereichert sich darob; denn was ist Gemüt anderes als die Fähigkeit, mit der Umwelt zu fühlen, als wäre sie ein Stück vom eigenen Ich, sie zu beseelen und sie dadurch lebendig zu machen. Und ist nicht diese Art von Gemütsbildung ein vortreffliches Mittel, Leere und Oberflächlichkeit, bloss auf Äusserliches gerichteten Sinn zu bekämpfen?

Noch ein anderes Gut soll den Kindern durch das Märchen erhalten werden. Sie waren bei ihrer Verachtung dafür im Begriff, kostbare Schätze der Erinnerung als wertlos über Bord zu werfen. Sie haben früher einmal beim Anhören der Märchengeschichten mit der ganzen ungebrochenen Kraft ihres Kindergemütes das Gute geliebt und das Böse gehasst; sie haben Seligkeiten empfunden, wie nur ein Kinderherz sie fühlen kann; sie haben in einer Atmosphäre von herzerquickender Unschuld und Reinheit gelebt. Und dieser Hass und diese Liebe, diese Unschuld, diese Seligkeit, sie sind vielleicht das Kostbarste, was ihnen das Märchen geschenkt hat. Die Erinnerung an sie ist für den Erwachsenen der Jungbrunnen, in dem er die verschwommenen, durch Überlegung, Gewohnheit und Nützlichkeitstheorien verblassten Gefühle wieder verjüngen, reinigen und stärken kann. Und wer überhaupt das Märchen als Kind miterlebt hat, dem bleibt fürs ganze Leben etwas vom Glanz und Duft der Märchenwelt an den Dingen haften. Das Märchen ist ja echte Poesie, und wie jede echte Poesie ist es nicht Darstellung von etwas Unwirklichem, sondern es wischt den Staub der Alltäglichkeit von den Dingen und deckt uns ihre geheime Schönheit und ihren Sinn auf, die unsren blöd und stumpf gewordenen Augen verborgen geblieben sind. Darum verdient das Märchen gar wohl, dass es den Kindern wieder lieb und wert und vertraut gemacht wird. Ja, es soll für sie zu einem Schatze werden, den sie ins spätere Leben mitnehmen und andern wieder mitteilen, sich und diesen zur Freude. Sie sollen einmal den eignen Kindern wieder Märchen erzählen können; denn das Märchen gehört ins Leben der Kleinen so gut wie das Spiel; und wenn das Spiel ihre Arbeit ist, so ist das Märchen ihre Kunst. „Man soll den Kindern keine Märchen, sondern nur wahre Geschichten erzählen“, mahnte einmal eine Mutter im Briefkasten des Familienwochenblattes, und so denken heutzutage viele Erwachsene. Darum wird nicht vielen Kindern das Glück zuteil, Märchen im Schoss der Familie erzählen zu hören, wo eigentlich allein der rechte Ort dazu ist; denn zum Märchen gehört die traute Heimlichkeit des Hauses. Also muss die Freude am Erzählen erst wieder erwachen, und die Schule hätte schon Wertvolles geleistet, wenn sie die Lust daran wieder weckte. Aber die jungen Erzähler sollten wissen, dass das Märchen kein Aschenbrödel, sondern eine schöne Prinzessin ist. Sie sollten Ehrfurcht haben vor seiner Form, die dem Wesen

bequem, wo der andere hohe Anforderung an Lehrer und Schüler stellt; aber man übersieht dabei das äusserst wichtige Moment, dass sich beim Reproduzieren der neuen Wortvorstellungen jedesmal die Vorstellungen der betreffenden Wörter der Muttersprache eindrängen, mit anderen Worten, der Assoziationsgedanke (Assoziation der Vorstellungen ist eine Zusammenkettung der Ideen nach bestimmten Gesetzen und beim Reproduzieren eines Gliedes der Kette — einer Idee — durchläuft der Gedanke die ganze Kette und ruft sie ins Bewusstsein zurück), läuft von der Vorstellung des Dinges zuerst zur Vorstellung des bekannten Wortbildes und dann erst zur Vorstellung des neuen Wortbildes, macht also einen Umweg. Wenn auch diese Teilwege (besonders der erstere) kurz sind, so brauchen sie immerhin Zeit; denn es ist unmöglich, dass alle drei Vorstellungen zugleich ins Bewusstsein eintreten (das Bewusstsein kann sich in einem bestimmten Augenblick nur auf eine bestimmte Vorstellung konzentrieren). Ein Schüler, der so eine fremde Sprache erlernt hat, sich also die fremden Wortbegriffe nur durch Übersetzen angeeignet hat, wird lange Zeit grosse Schwierigkeiten haben besonders bei der Satzbildung, wo sich der unnötige Zeitverlust durch das Eindringen der bekannten Wortbegriffe der Muttersprache besonders fühlbar macht. Der Schüler stockt, übersetzt wörtlich, kann nicht in der fremden Sprache denken; er denkt in der Muttersprache und übersetzt dann nach den Worten der Muttersprache, es fällt ihm äusserst schwer, sich den der fremden Sprache eigenen Mechanismus anzueignen. In der fremden Sprache denken kann nur der, welcher die Wortbilder der fremden Sprache an die Dinge selbst knüpft, die damit bezeichnet werden. Aufgabe einer guten Methode ist also, die Zwischenstation des Wortbildes der Muttersprache möglichst auszuschalten. Es ist dies leicht bei Dingen, die in unmittelbarem Anschauungskreise des Schülers liegen, die durch Gesicht, Gehör, überhaupt durch die Sinne unmittelbar wahrgenommen werden können. In diesem Falle ist die Arbeit des Lehrers eine leichte, weil er sich nicht mit der Vorstellung des Dinges selbst zu befassen hat. Z. B.: Der Schüler sieht das Ding mit Wurzeln, Stamm, Ästen, Blättern, hat also somit eine ihm bekannte Vorstellung des Dinges, der Lehrer fügt einfach die neue Wortvorstellung Baum hinzu, ohne das dem Schüler bekannte Wortbild „arbre“ usw. zu erwähnen! Mit dieser Art von Anschauung ist aber der Anschauungskreis keineswegs geschlossen; der psychologische Begriff Anschauung geht weiter. Man kann auch mit dem blossen Bewusstsein anschauen, ohne Sinne also, das heißtt, die Aufmerksamkeit wird auf bekannte Vorstellungen gelenkt, die im Gedächtnis latent geworden sind, und mit Hülfe dieser so geweckten Vorstellungen werden neue Begriffe gebildet (der pädagogische Grundsatz „Unterrichte anschaulich“ schliesst letztere Form durchaus in seinen Begriffsbereich ein). Selbstverständlich sind die Anforderungen an den Lehrer hier bedeutend höher, weil er durch geschickte Beispiele oder treffende Definitionen die zum neuen Wortbegriffe passende Vorstellung beim Schüler wecken muss. Es fordert dies oft viel Zeit, aber gerade das ist eine der lohnendsten und interessantesten Arbeiten bei der Spracherlernung; sie wird Geistesarbeit und ein ganz vorzügliches Mittel, den Verstand zu schärfen, das Urteil zu klären! Das Resultat ist also nicht nur das nach zwei oder drei Minuten erlernte neue Wort (richtiger gesagt, die gefundene Begriffsvorstellung, die das Wort bezeichnet). Das wäre wahrlich ein Geringes und allerdings einfacher, die Übersetzung zu geben; es ist zu beachten, dass bei derartigem Aufsuchen die Aufmerksamkeit des Schülers in hohem Grade gespannt ist, jedes Wort, die ganze Definition des Lehrers bleibt im Gedächtnis haften — daher ist es sehr wichtig, dass sich der Lehrer äusserst vorsichtig und treffend ausdrückt —, er denkt, urteilt und hat am Resultat einen Probstein, ob er richtig gedacht, richtig geurteilt hat! Durch diese Methode zwingt der Lehrer den Schüler, das fremde Wort unmittelbar an seinen Inhalt zu heften und beim Reproduzieren der Wörter beim Satzbilden, bei der Konversation wird der Schüler nicht mehr an seine Muttersprache denken, er wird das mechanische Moment der Übersetzung ausschalten, wird in der fremden Sprache denken und mit einiger Übung flüssig sprechen lernen!

Dupont.

ZUR ERLERNUNG EINER FREMDEN SPRACHE.

Man hat viel diskutiert über die Methode zur Erlernung einer fremden Sprache. Heute findet fast allgemein die Berlitz-Methode Anerkennung und Anhang, und mit Recht sucht man bei der Erlernung der fremden Sprache denselben Weg zu gehen, den das Kind bei der Erlernung der Muttersprache gegangen ist: das Wortbild an das Anschauungsbild des Dinges, der Aktion, der Eigenschaft selbst zu knüpfen. Bei allen früheren Methoden ging man vom Wortbild der Muttersprache zum neuen Wortbild der fremden Sprache. Für die Erlernung der einzelnen Wörter wäre dagegen nichts einzuwenden, und dieser Weg ist oft sehr